

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Leonie Ossowski
Wilhelm Meisters Abschied
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Das Schauspiel dauerte sehr lange, zu lange, wie Wilhelm fand. Er lag in Marianes Bett, quer, auf dem Bauch, mit aufgestützten Armen. Er hätte gern Worte für seine Ungeduld gefunden, aber es fiel ihm nichts ein, was der Rede wert gewesen wäre. Also hielt er den Mund und sah Mariane zu, wie sie sich schminkte, schon länger als eine halbe Stunde.

Verschlafen, er hatte neben Mariane die erste Stunde der Berufsschule verschlafen. Statik und Festigkeitslehre. Wilhelm sah auf die Uhr, rührte sich nicht und beschloß, alle Unterrichtsstunden zu schwänzen. Ein Tag mit Mariane, ununterbrochen in ihrer Nähe, das würde heute ablaufen und keine Berechnung für Stahl im Hochbau. Er sagte: »Ich komm mit dir.«

Sie antwortete nicht. Sie rahmte die rotgeschminkten Lippen mit einem dunklen Stift ein. Als Mariane nach dem Aufwachen aus seinen Armen geschlüpft war, war sie nackt gewesen, ungeschminkt und ungekämmt. Er hatte ihr zugesehen, wie sie im Zimmer herumgegangen war. Ihre Haut hatte in dem dämmrigen Licht, das durch die dunklen Vorhänge in ihr kleines Zimmer drang, weiß geschimmert. Wilhelm hatte Marianes stilles Hin- und Hergehen nicht ausgehalten, vor allem nicht ihre weiße Haut. Er hatte zu schreien begonnen und wie wild mit den Fäusten auf die Matratze getrommelt. Das hatte ziemlich viel Krach gemacht und Mariane erschreckt.

»Wenn das die alte Barbara hört«, hatte sie gerufen und sich mit einem Satz über ihn geworfen, so daß Wilhelm Mühe gehabt hatte, Luft zu kriegen. Überall hatte er ihren Körper gespürt, auch auf dem Gesicht, dazu ihr Lachen, nur von Küssen unterbrochen, die sie wie winzige Knallfrösche in die Luft gesetzt hatte. Jedenfalls hatte er sie nicht gefühlt. Ihm war vor Glück zum Heulen gewesen, und er hatte Mariane mit all der Kraft festgehalten, zu der so ein Maurerlehrling fähig ist – und das ist eine ganze Menge.

»Ich laß dich nie mehr los«, hatte er dabei geflüstert, bestürzt, als sie ihm genau in diesem Augenblick entwischt war.

Auf dem Flur hatte er sie mit der Vermieterin flüstern gehört. Das war der Augenblick, wo er festgestellt hatte, verschlafen zu haben.

Statik und Festigkeitslehre; Berechnung von Mauerwerk, für Stahl im Hochbau und für Holztragwerke. Entfernt regte sich sein Gewissen.

Mariane kam wieder herein. Sie trug ein langes, weißes Gewand, ein Feenschleier, anders hätte es Wilhelm nicht bezeichnen können, ganz dünner Stoff, tüllartig, nur viel feiner, zu einem Mittelding zwischen Hemd und Mantel verarbeitet. Bei jedem Schritt tauchten Marianes Beine wie aus Eischnee hervor. Wilhelm fand, daß das ungeheuer stark aussah. Mariane zog die Vorhänge auf, und nun konnte er ihre Figur durch den Stoff hindurch sehen.

»Wo hast du das denn her?«

Sie war nicht auf die Frage vorbereitet, das sah Wilhelm ihr an. Sie zögerte mit der Antwort und nannte schließlich den Namen einer Boutique in der Uhlandstraße. Er hätte schwören können, daß sie log.

Und dann war mit dem Schminken für Wilhelm das Schauspiel weitergegangen: Die eine Mariane verwandelte sich vor seinen Augen langsam in die andere Mariane. Nie hätte er gedacht, daß so viele Farben auf einem einzigen Gesicht Platz finden könnten. Ihre Augen vergrößerten sich mit jedem Strich, wurden schräg, wodurch die Backenknochen hervortraten und der Mund, von Natur klein und blaß, nun wie eine geschälte rote Beete zum Blickfang wurde.

»Toll«, flüsterte Wilhelm, »machst du das alles für mich?« Mariane hob die Schultern, streckte die Arme nach hinten und betrachtete ihre Pose im Spiegel. Als nächstes beugte sie sich zurück, ließ eine Hand sinken, während sie mit der anderen die Haare seitlich hinter das Ohr strich. Auch diese Bewegung kontrollierte sie im Spiegel und setzte ein Lächeln hinzu, das, wie Wilhelm sofort sah, nichts mit ihm zu tun hatte.

Es klopfte, und im gleichen Augenblick stand die alte Barbara im Zimmer. Kein Blick für Wilhelm, er brauchte sich weder zu verbergen, noch mußte er sein Hiersein rechtfertigen. Er schien für die Alte nicht wichtig zu sein.

Wilhelm bemerkte, daß auch die alte Barbara, wie Mariane ihre Vermieterin nannte, das weiße Gewand bestaunte und etwas von Ungerechtigkeit murmelte. Aber Mariane ließ sie nicht zu Worte kommen, sprang auf und sagte: »Wir haben Hunger!«

»So, so«, die Alte betrachtete Wilhelm, der nicht wußte, was er in dieser Situation für einen Eindruck auf die beiden machte. Er entschloß sich für einen selbstverständlichen Morgengruß, der zu seinem Ärger ohne Erwiderung blieb.

»Übrigens«, sagte die alte Barbara und zupfte an Marianes weißem Gewand, »Norberg hat angerufen. Er läßt dich in einer halben Stunde abholen. Ich soll dafür sorgen, daß du pünktlich bist.« Draußen war sie.

»Hast du denn nicht frei heute?«

Keine Antwort. Mariane kramte in einer Schublade und klimperte mit Ketten, die sie nacheinander hochhob, prüfte und wieder fallen ließ.

»Wer ist Norberg?« Jetzt war es Wilhelm, der nach dem Hemd griff. Er knüllte den Stoff zusammen und zerrte daran, daß die Nähte krachten.

Mariane nahm seine Hand, öffnete sie und küßte die Innenflächen. Auf den Hornhautschwielen blieb der Abdruck ihrer Lippen, knallrot und herzförmig.

»Norberg ist ein Modefotograf. Er will mich als Fotomodell rausbringen. Ganz groß, hat er gesagt. Ich soll mich ruhig auf ihn verlassen.«

Also hatte sich Mariane nicht für ihn schön gemacht, und sie hatte mit diesen affektierten Posen nicht ihn beeindrucken wollen, sondern Norberg; alles für Norberg.

Wilhelm stand auf, fühlte sich enttäuscht, zog sich langsam an, ging ins Bad, kam wieder zurück und trank in einem Zug den Kakao aus, den die alte Barbara inzwischen gebracht hatte. Dabei dachte er ununterbrochen nach, ob er gehen oder bleiben sollte, ob sie ihn vielleicht betrog oder doch liebte, ob sie log oder er übertrieb. Während tausend Gedanken durch seinen Kopf jagten und er ein Honigbrötchen aß, merkte er, daß sie ihn von der Seite her beobachtete. Er spürte, daß sie nervös war. Plötzlich umarmte sie ihn und küßte ihn auf den Mund.

»Ich muß gehen, Wilhelm!«

Unten auf der Straße hupte ein Auto. Das Zeichen galt Mariane. Wilhelm konnte über ihre Schulter aus dem Fenster sehen, der Wagen stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor dem Italie-

nerkeller, direkt neben seinem Motorrad. Ein Mann winkte aus dem heruntergelassenen Fenster. Seine Glatze war besser zu erkennen als sein Gesicht, und so, wie er hinter dem Steuer saß, mußte er einen Bauch haben.

»Ist das der Fotograf?« Wilhelm grinste.

»Du spinnst wohl!« Mariane lachte, rannte los, war schon auf dem Flur, jetzt auf der Treppe, und Wilhelm mußte sich beeilen, wenn er ihr auf den Fersen bleiben wollte.

Bevor sie ins Auto stieg, bekam er sie zu fassen. »Ich fahr hinterher!«

Einen Augenblick lang sah sie ihn aus ihren schräg gemalten Augen an. Wilhelm rechnete schon mit einer Abfuhr, als sie ihm statt einer Antwort einen Kuß zuwarf. Schnell und nur für ihn allein.

Los ging's, quer durch Berlin, Richtung Nollendorfplatz. Wilhelm konnte Mariane durch die Heckscheibe sehen. Kein einziges Mal drehte sie sich nach ihm um, sie quatschte mit zwei Mädchen, die mit ihr hinten im Auto saßen. Wilhelm hatte keine Ahnung, wohin die Fahrt ging. Am Winterfeldtplatz war Markt, er mußte auf der Hut sein. Der Glatzkopf umkreiste den halben Nollendorfplatz, dann ging's ab in die Einemstraße, immer geradeaus nach Norden, bis die Siegessäule zu sehen war.

Es roch nach Frühling. In der Berufsschule hatten sie jetzt Pause. Wenn Wilhelm Maurermeister werden wollte, mußte er nach der Gesellenprüfung noch drei Jahre auf dem Bau arbeiten. Und er hatte noch nicht mal die Lehre abgeschlossen. Wilhelm öffnete den Mund und ließ sich den Fahrtwind hineinblasen. Jetzt war kein Gedanke zu verlieren, jedenfalls keiner an Beruf, Fortkommen und Zukunft, sonst entführte ihm der Typ da vorn seine Mariane.

Vollbremsung. Der Glatzkopf sprang aus dem Auto und lärmte herum, von wegen Traumtänzer, Vollidiot und Kleinkinder, die auf keine ausgewachsene Maschine gehörten. Als wenn Wilhelms mickrige Honda ein vollwertiges Motorrad wäre. Wilhelm hörte nicht weiter hin. Er beobachtete den Fotografen, der gerade ein Bild von Mariane gemacht hatte, als sie ausstieg. Klar, daß es sich bei dem um einen Angeber handelte.

»Tag, Norberg«, sagte Mariane. Statt einer Antwort legte der Foto-

graf seine Hand um ihren Hals und führte sie zu einem Wohnwagen, in dem sie verschwand, ohne sich nach Wilhelm umzusehen.

Wilhelm stellte seine Maschine ab und ging auf den Fotografen zu. Dabei fiel ihm sein eigener schwerfälliger Gang auf, er sah auf seine ausgelatschten Turnschuhe, die, verglichen mit den leichten Mokassins des Fotografen, wie Transportloren wirkten. Und sein T-Shirt kam ihm gegen das Seidenhemd des anderen wie Rinde auf der Brust vor.

Er nickte zu dem Wohnwagen hinüber, in dem Mariane mit den Mädchen verschwunden war, und tippte mit dem Zeigefinger auf die Herzgegend. »Heute bin ich dabei.«

Während Norberg weder Zustimmung noch Ablehnung äußerte, vielleicht nicht einmal verstand, was Wilhelm meinte, kam der Glatzkopf auf Armlänge heran.

»Kommt nicht in Frage«, sagte er, »bei der Arbeit sind Typen wie du unerwünscht. Das lenkt ab.«

»So«, gab Wilhelm zurück, »unerwünscht bin ich, lenke ab? Schon mal Haue gekriegt?«

»Laß das«, mischte sich Norberg ein, »sonst gib'ts Ärger. Komm mit.« Er winkte Wilhelm rechts herum in die Straße des 17. Juni zwischen Siegessäule und Brandenburger Tor. Auf dem Mittelstreifen stand ein Auto. »Sieh zu, daß es wekommt«, er machte eine umfassende Handbewegung, »sonst kann ich nicht fotografieren.«

Den Wagen fünfzig Meter weiter in Richtung Brandenburger Tor zu schieben, war eine Kleinigkeit, da die Fahrertür offen war.

»Wenn du jetzt hier durchsiehst, weißt du, warum ich die Straße frei brauche«, sagte Norberg und bot Wilhelm an, durch den Sucher zu sehen.

Ein Bild, aus der Wirklichkeit herausgeschnitten. Wilhelm betrachtete es andächtig. So hatte er noch nie eine Straße gesehen. Der Mittelstreifen zog sich als breites Band bis hin zur Siegessäule, die wie ein übergroßer Nagel im Horizont steckte. Keilförmig spitzten die Autobahnen sich rechts und links auf dieses Ziel zu, begrenzt von Bäumen und hellem Grün. Wilhelm hatte das Gefühl, das Ende der Welt zu sehen.

Norberg rief ein Kommando. In großen, gleichmäßigen Schritten tanzten die Mädchen ins Bild. Sie lachten sich zu, blieben stehen und

drehten sich. Wilhelm konnte kaum eine von der anderen unterscheiden. Alle drei trugen sie enganliegende Kappen und Sonnenbrillen, die keinen Zentimeter Stirn freiließen. Die Kleider in Liegestuhlstreifen waren knöchellang, hatten bauschige Röcke und handbreite Gürtel.

Norberg schnalzte mit den Fingern. Die Bewegungen der Mädchen mußten einstudiert sein. Mariane kam auf Wilhelm zu, aber ihr Blick ging an ihm vorbei. Die beiden anderen hatten sich umgedreht. Wieder schnalzte Norberg, wieder stellten sie sich in einer neuen Pose dar. Norberg schob Wilhelm zur Seite und nahm ihm die Kamera ab. Das Bild war entzaubert, die Mädchen, obwohl sie sich wie an Fäden gezogen zu bewegen schienen, sahen eher lächerlich aus, vor allem wenn sie in Erstarrung verharrten, bis der Fotoapparat geklickt hatte.

»Macht nicht so blöde Gesichter«, schrie Norberg, »lacht!« Und sie lachten, zeigten Zähne.

»Und jetzt ernst«, dirigierte Norberg, »jede von euch muß schöner sein als die andere!« Was für ein alberner Gedanke, dachte Wilhelm. Mariane war sowieso die Schönste, das konnte jeder sehen.

»Das ist Kunst«, sagte Norberg, während die Mädchen sich erneut umzogen, »den Augenblick festhalten, die Bewegung, die du selbst bestimmst.«

Wilhelm dachte, daß Norberg doch ein verdammter Angeber sei. Er antwortete nicht, als Norberg ihn nach seinem Beruf fragte. Er sah auf seine ausgebeulten Jeans und fand, daß es ein Fehler war, sich so wenig um seine Klamotten zu kümmern. Er hatte immer gedacht, es sei ganz egal, was einer anhatte. Aber mit Mariane... Er starrte sie an und merkte erst nach einiger Zeit, daß sie jetzt in dem weißen Gewand vor Norberg stand, das sie am Morgen zu Hause getragen hatte.

»Haben Sie ihr das geschenkt?« Wilhelm biß sich auf die Lippen und wünschte sich auf der Stelle weit weg. Es wäre besser gewesen, in die Berufsschule zu gehen, als hier den Blödian zu spielen.

»Ich?« Norberg lachte. Er legte Wilhelm die Hand auf die Schulter, ging mit ihm um das Denkmal herum und ließ ihn nicht los dabei.

»Also keinen Beruf?«

Das paßte Wilhelm nicht. Da war ein Ton in Norbergs Stimme, der

schlecht auszuhalten war. »Bauunternehmer«, sagte er schnell, »irgendwann übernehme ich den Laden von meinem Vater.«

Ein Blick von Mariane, die in Hörweite stand und ein Lächeln zu ihm hinüberschickte, das kein Ende nehmen wollte.

Das brachte Wilhelm in Bewegung. Er lief auf Mariane zu, strich ihr die Haare aus dem Gesicht, schloß alle Knöpfe am Ausschnitt ihres Nachthemds, nahm sie in den Arm, küßte sie auf den Mund und sagte leise und bestimmt: »Laß den Blödsinn und komm mit mir!«

Als Mariane, die im ersten Augenblick stillgehalten hatte, zu begreifen schien, was sich Wilhelm hier leistete, wollte sie ihn wegschieben.

»Du spinnst«, flüsterte sie, halb ärgerlich, halb bittend. »Nein, nein«, rief Norberg, »weitermachen!« Und Wilhelm sah, daß er ununterbrochen fotografierte, »das ist Action, macht weiter!«

Das Klicken und Surren der automatischen Kamera machte Wilhelm ganz verrückt. Gegen diesen Typen kam er nicht an. Ich hau ab, dachte Wilhelm, ich bin hier wirklich überflüssig. Ihm war elend zumute.

Wilhelm fühlte Marianes Hand auf seinem Arm. »Norberg macht Pause. Er braucht mich erst wieder am Spätnachmittag. Jetzt ist ihm das Licht zu grell.«

Ohne Wilhelms Antwort abzuwarten, lief sie zurück zum Wohnwagen, um sich umzuziehen.

Später lagen sie im Gras. Motorrad hatte Mariane nicht fahren wollen, und Denkmäler im Tiergarten interessierten sie nicht. Sie lag auf dem Rücken, hatte die Augen geschlossen, im Mund ein Gänseblümchen, und wollte alles von Wilhelm wissen, »wirklich alles«, sagte sie, und Wilhelm wußte gar nicht, wo er anfangen sollte.

»Ich weiß doch nicht, was dich interessiert. Vielleicht meine Lieblingsgerichte oder wann ich schwimmen gelernt habe?«

»Bitte nicht!« Mariane lachte, ohne die Augen zu öffnen.

»Also dann vom Haus meines Großvaters?«

»Du spinnst!«

Wilhelm rollte sich auf den Bauch. »Wie ich mal geklaut habe?«

Mariane rümpfte die Nase. »Hab ich als Kind auch gemacht.«

»Letztes Angebot«, sagte Wilhelm, »von meinem Freund Werner, der meine Schwester heiraten will?«

»Warum nicht, du kannst ja mal anfangen.«

»Also – wir sind zusammen groß geworden, der Werner und ich. Er ist drei Jahre älter, und so weit ich zurückdenken kann, hat er mich nie verdrochen. Der Werner ist so einer, mit dem kriegt keiner Streit.«

»Ist er deshalb dein Freund?«

»Weißt du, an den gewöhnt man sich eher. Er schuftet jetzt schon wie mein Vater, plant und rechnet wie ein alter Mann.«

»Und das gefällt deiner Schwester?«

»Scheint so, sonst würde sie ja nicht mit ihm gehen.«

»Und wie ist dein Vater?«

»Streng, hat immer nur an Ordnung und Arbeit gedacht und sich selten mit mir beschäftigt oder sich für meine Spiele interessiert.«

»Was für Spiele?«

»Zum Beispiel mein Marionettentheater. Einmal, zu Weihnachten, haben meine Schwester und ich die Puppen geschenkt bekommen. Am liebsten haben wir uns selbst und die Eltern gespielt. Im Frühjahr wurden sie uns wieder weggenommen, weil mein Vater fand, es wäre nicht gut, wenn wir uns mit den Puppen über die Eltern und Lehrer lustig machten. Von einem Tag auf den anderen waren die Puppen verschwunden. Ich wußte genau: weggeworfen hatte er sie nicht, denn bei uns zu Hause wird alles aufgehoben. Also suchte ich überall. Eines Tages fand ich die Kiste mit den Marionetten in der Speisekammer. Erst spielte ich heimlich mit ihnen, dann schrieb ich ein kleines Stück, das ich auswendig lernte und das meiner Mutter dann so gut gefiel, daß ich es gemeinsam mit meiner Schwester und Werner meinem Vater vorführen durfte.«

Wilhelm kam es auf einmal vor, als ob Mariane schlief. Vielleicht hatte sie etwas anderes von ihm erwartet. Heldentaten oder Zärtlichkeit.

Vielleicht wollte sie Eis essen oder eine Cola trinken, am Hansaplatz gab es einen Kiosk. Er stieß sie vorsichtig an, sie blinzelte zu ihm hoch.

»Ich geh uns schnell ein Eis holen, eine Cola oder was du willst, hm?«

Aber Mariane hielt ihn fest. »Was für ein Stück hast du geschrieben?« Auf die Frage war Wilhelm nicht gefaßt, er wurde rot. Er

hätte sich ohrfeigen können für diesen Kinderkram, den er da erzählt hatte und aus dem er nicht gut rauskam.

»Na?« Mariane schob eine Hand unter sein T-Shirt, »ich will es wissen, wie hieß das Stück?«

»Die Geschichte von David und Goliath.« Und weil Mariane nicht gleich reagierte, weder lachte noch fragte, fügte Wilhelm trotzig hinzu: »Ich war immer der David!«

»Und wer war Goliath?«

»Werner, mein Freund.«

Der Stil des Gänseblümchens war zerkaut und hing schlaff in Marianes Mundwinkel. »David ist mir zu klein«, sagte sie, »und Goliath zu groß.«

In den folgenden Tagen tauchte Wilhelm öfter bei Norbergs Außenaufnahmen auf. Nicht, daß er eifersüchtig gewesen wäre, dazu hatte er bei Mariane keinen Grund, er liebte sie ja, und sie liebte ihn auch. Aber er wurde nervös, wenn sie sich zu ihren Fototerminen fertig machte.

Während sie sich vor der Kamera bewegte, saß er auf seiner Honda und sah ihr zu. Wenn ihm das ganze Theater zu langweilig wurde, holte er ein kleines Heft aus seiner Hosentasche. Er schrieb kurze Sätze, Zeilen, die zu Gedichten wurden, die er niemandem zeigte, auch Mariane nicht. Leise sprach er sie vor sich hin, so daß er sie bald auswendig wußte, und hörte erst damit auf, wenn Mariane ihn ansah.

Zu Hause war es ihm in letzter Zeit zu eng geworden, und die Arbeit machte ihm auch keinen Spaß mehr. Morgens mußte er früh raus auf den Bau, und dann dachte er an Mariane, die noch im Bett lag, und wäre am liebsten sofort auf seiner kleinen Honda zu ihr gerast. An den Tagen, an denen er keine Gelegenheit zum unbemerkten Abhauen fand, glaubte er am Stumpfsinn seiner Arbeit einzugehen. Je nach Fototermin hatte Wilhelm mal mittags, mal abends seine Arbeitszeit geschwänzt. Er überlegte sogar, ob er sich einen Fotoapparat kaufen sollte, ließ es dann aber und beschrieb statt dessen die Bilder, die er später einmal von Mariane machen wollte, in seinem Heft.

So waren ein paar Wochen vergangen, und Wilhelm, der glaubte,

daß seine kleinen Ausflüge unbemerkt geblieben waren, erschrak, als die Mutter ihn eines Abends zur Rede stellte.

Wilhelm Meister senior saß noch im Büro seines Bauunternehmens, das er mit dem Geld seines Schwiegervaters in Lankwitz gegründet hatte. Bis zu Wilhelms zehntem Lebensjahr hatte die Familie Meister im Haus des Großvaters gewohnt. Eine alte Bruchbude, wie Wilhelm Meister senior fand, zu nichts weiter gut als zum Verkauf, mit allem, was drin war. Wilhelm konnte sich noch gut an die Versteigerung der Möbel erinnern, an die alte Uhr, die Wäsche und die Sammeltassen, von denen der Großvater einen ganzen Schrank voll besessen hatte und die mehr Geld eingebracht hatten, als der Vater sich je hatte träumen lassen. Die Mutter, so erinnerte sich Wilhelm, hatte den ganzen Tag geweint, und der Vater hatte versucht, sie mit dem, was er für sie neu hatte kaufen wollen, zu trösten. Neu war dann auch das Haus in Lichterfelde gewesen, in das sie eingezogen waren, und nichts hatten sie von dem mitgenommen, was alt gewesen war. »Man muß auch mal einen Schlußstrich ziehen können und sich von dem Alten befreien«, hatte der Vater energisch behauptet und keine Widerrede gelten lassen.

Speckpfannkuchen mit Kopfsalat, süßsauer angemacht. Dafür kam Wilhelm immer pünktlich nach Hause. Sechs Stück, in der mittelgroßen Pfanne gebacken, konnte er verdrücken, das wußte die Mutter, darauf konnte er sich verlassen. Ihm gegenüber saß Werner, der noch nie mehr als drei geschafft hatte. Die Schwester sah auf die Linie, aber sie wurde trotzdem vom vielen Sitzen in Vaters Büro immer dicker. Mehr als einen aß sie nie. Für den Vater wurde extra gebacken, Aufgewärmtes mochte er nicht.

Wilhelm langte zu und war schon beim fünften. Seitdem Werner ganz offiziell mit der Schwester ging, war er noch öfter im Hause Meister als früher. Seine Kaufmannslehre hatte er hinter sich und war jetzt in derselben Firma, in der er gelernt hatte, Angestellter. Die Eltern sahen Werner gern an der Seite ihrer Tochter, denn er war, wie der Vater betonte, ein Junge ganz nach seinem Herzen. Wilhelm störte das nicht. Werner war sein Freund, hatte sich in ihrer Kinderzeit gegen seinen Willen unzählige Male als Goliath töten lassen, hatte den jüngeren Wilhelm stets als gleichaltrig behandelt, wußte zwar alles besser, machte aber selten Gebrauch davon.